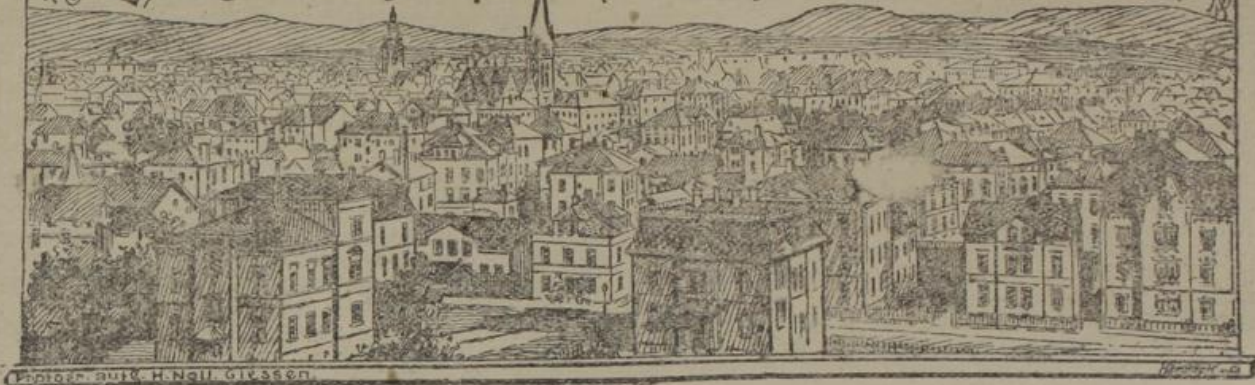


Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

In quälender Unzufriedenheit schritt Gerhard Bertsch durch die Einsamkeit der Strecke hin. Das elende Geld! Immer hing's daran. Was nützte es ihm nun, daß er weiter blickte als die anderen hier und die verborgenen Schätze in diesem Lande sah? Er würde sie ja doch nicht heben können. Da hatte man ein Paar Arme wie Stahl, einen Kampfmüt, um die Welt aus den Angeln zu rücken, und stand doch mit gebundenen Händen!

In solchen Gedanken näherte sich Gerhard Bertsch dem Grenzgebiet nach dem Erbstollen hin, wo sie das Gefenke niederbrachten, um so den neu gesandenen Erzgang von oben her aufzuschließen. Da tönten von vorn aus dem Dunkel Schritte, bald schwante auch durch die Grubennacht ein winziger Lichtschein heran, in regelmäßigem Auf und Nieder und wuchs im Näherkommen. Ein Mann kam ihm entgegen, in eiligem Schritt. Jetzt waren sie beieinander.

„Güdauf!“

Er hielt dem andern die Lampe ins Gesicht, und der tat bei ihm ein Gleiches. Es war der alte Manskopf, sein Bergverwalter, der nun auch ihn erkannte.

„Der Herr Bertsch! Gott sei Dank, daß Sie wieder da sind.“

„Nun, was gibt's denn?“

„Die drüben.“ — Manskopf wies nach der Richtung des Erbstollens — „sind am Werk, schon seit drei Tagen, sie wollen unsern Gang schnappen — von unten her, von der ersten Sole!“

„Was denn? Doch nicht möglich!“

„Ja, ja, es ist schon so. Und sie arbeiten mit aller Gewalt, selbst die Nachtschicht durch.“

„Also wollen sie uns wirklich ins Feld kommen? Haben Sie denn nicht sofort Einspruch erhoben beim Bergamt?“

„Gewiß, aber der Hamschmidt drüben bestreitet es. Wir sollten es ihm erst nachweisen, meint' er.“

„Halunke!“

„Ja, sie wollen's offenbarlich auf einen Prozeß ankommen lassen.“

„Ah — da sollte es hinaus! Sie hatten drüben wohl schon etwas hören und trafen richtig — gerade an der wunden Stelle. Aber Bertsch wollte es noch nicht glauben.“

„Nee, nee, Manskopf! Sie denken sich das eben nur so!“

„Ganz gewiß, Herr Bertsch, es ist, wie ich sage. Und uns lassen Sie nicht voran mit der Arbeit. Sie haben auch ein Aufhauen gemacht, grab' unter unserer Grundstrecke, und ziehen uns so die Berge ab. Die laufen uns nun alle aus. Alles geht schon zu Bruch drüben im alten

Mann, und wenn wir's nachher dem Revierbeamten nachweisen sollen, was sie uns angerichtet haben, ist's natürlich zu spät.“

In Bertsch schoß es auf. Heiß und jäh, aber er wahrte äußerlich seine Ruhe.

„Kommen Sie.“

Und er ging dem gefährdeten Grenzpunkt zu. Als sie zu dem neuen Gefenke kamen, fanden sie die Leute dort in großer Aufregung vor.

„Was gibt's denn nun schon wieder?“ trat Bertsch dazwischen.

„Sie haben eben den Gaunter-Philipp gefangen genommen!“

„Gefangen! Unsim! Wer denn?“

„Die vom Erbstollen drüben! Die Verbindung mit der ersten Sole ist hergestellt, seit dem Schießen heute morgen. Da ist nun der Gaunter als erster durchgedrungen. Aber da haben sie ihn drüben zu packen gekriegt, Steiger Hamschmidt vornweg, und er hat sich verschworen, so täten sie's mit jedem von uns machen, der da durchläme. Sie wollen's mit leiden, das sei ihr Feld!“

„Die Sache wird ja immer toller! Ist der Hamschmidt denn total verrückt? Los!“ Bertsch sprang vor. „Ein paar handfeste Leute mir nach!“

Und er stieg eilends in den dunkel gähnenden Fels-spalt ein, der sich in steilem Fall nach unten senkte. Manskopf und einige andere Leute folgten ihm, gespannt auf den Ausgang. Aber nach wenigen Schritten schon stockte der Abstieg. Ein heißender, brandiger Qualm schlug ihnen von unten entgegen und wurde mit jedem Schritt dichter.

„Den Teufel! Was ist das?“

„Ein Strohsfeuer haben sie angemacht drinnen.“ Mühsam, unter krampfzigem Husten nur, brachte der alte Manskopf die Antwort heraus.

Kein Zweifel, so war es, und der Aufschlag des Gegners gelang nur zu gut. All der Qualm zog in der Luft heraus. Wie im Rauchfang saßen sie hier drinnen. Aber konnte alles nichts helfen! Man mußte diesem Unfug ein Ende machen.

„Vorwärts, Leute!“

Mund und Augen zusammengepreßt, drängte sich Bertsch vorwärts. Aber da ächzte es hinter ihm.

„Hilfe — ich ersticke!“

Ein trotziges Aufbäumen des Willens bei Bertsch. Weiter! Doch dann die bessere Ueberlegung: Nein! Er durfte nicht Gesundheit und Leben seiner Leute aufs Spiel setzen.

„Umkehren!“ Laut scholl sein Befehl durch den Qualm, aber sein Antlitz war noch finster, als er dann wieder als letzter bei den Seinen war. Schwer erschöpft hockten und lagen sie herum und saugten im einziehenden Wetterstrom die Lungen voll frischer Luft. Auch Bertsch's Brust ging schwer. Aber aufrecht stand er da. Alles zuckte in ihm. Dem gefährlichen Durschen, dem Hamschmidt,

mußte das Handwerk gelegt werden. Kein Augenblick mehr zu verlieren! Sofort wollte er auf's Bergant.

Er gab nur in Eile noch die nötigen Anweisungen für Manskopf, dann fuhr er zutage, warf sich droben in einen Wagen und jagte hinüber in die Stadt. Doch der Revierbeamte war über Land. Am Abend erst kam er. Da war es zu spät. Aber er sagte seinen Besuch für den anderen Vormittag zu.

Er hielt Wort, und, wie verabredet, war auch Bertsch zur Stelle. Zusammen traten sie so ins Steigerbureau des Erbstillen ein. Ein breitschultriger, rotbärtiger Mann trat ihnen entgegen. Der Berggrat sah ihn fragend an.

„Steiger Hannschmidt?“

„Der bin ich.“

„So. Nun hier, Herr Direktor Bertsch von Beche Christiansglück führt Beschwerde gegen Sie. Sie haben sich grobe Ungehörigkeiten zuschulden kommen lassen, sogar einen Mann von Grube Christiansglück gefangen genommen. Wie kommen Sie dazu? Das ist doch Freiheitsberaubung!“

„Ob das Freiheitsberaubung ist, das weiß ich nit. Ich hab' den Mann ja gleich wieder über Tag schaffen und laufen lassen. Aber das weiß ich —“ trotzig sah der Mann dem Berggrat ins Gesicht — „da unten, bei mir im Berg, da hat kein Fremder wat zu suchen!“

„Und das Feuer, das Sie angemacht haben, um die aus dem Nachbarsfeld zu vertreiben?“

„Ich kann doch in meiner Grube Feuer anmachen, soviel als ich Laune hab'! Wenn's die da —“ er blickte geringschäßig auf Bertsch hin — „nit vertragen können, so geht dat mich nichts an.“

„Ich denke, Herr Berggrat, es ist genug nun. Alle Worte sind hier nutzlos. Sie sehen ja, mit wem Sie es zu tun haben.“

„Jawohl,“ nickte der Revierbeamte und wandte sich dem Steiger wieder zu. „Also halten Sie sich bereit. Wir wollen einfahren.“

Er ging zur Tür, die zu dem Umkleideraum und weiter zum Schacht führte. Bertsch wollte ihm folgen, doch da trat ihm Hannschmidt in den Weg.

„Halt — was wollen Sie hier?“

Der Berggrat blickte zurück.

„Herr Direktor Bertsch wird mich begleiten.“

Hannschmidt wich nicht zur Seite.

„Fahren Sie ein, soviel dat Sie wollen, Herr Revierbeamter. Ich kann's nit hindern. Aber der hat nichts zu suchen bei uns in der Grube!“

Bertschs Geduld war nun zu Ende.

„Genug der Narrenspößen!“

Und seine Hand schob mit einem Ruck den stämmigen Mann beiseite.

Doch jäh brach es da aus Hannschmidts Augen. Ein Sprung zur Wand, wo allerlei Arbeitsgerät lehnte, und er schwang eine Art empor — gegen Bertsch.

„Zurück, oder —!“

„Mensch, Sie machen sich unglücklich!“

Erschrocken rief es der Berggrat. Doch die kalte Wut schillerte in Hannschmidts Blick.

„Ganz gleich — aber der da kommt mir nit über die Schwel!“

Bertsch stand vor dem Fährjornigen, jede Muskel gespannt, den Blick in den des andern geböhrt. Das Blut seines Geschlechts kochte auch in ihm auf. Sollte er zurückweichen? War er nicht schon mit ganz anderen Leuten fertig geworden? Drüben in Chile, unter dem gefährlichen Gesindel aus aller Herren Länder!

Der Revierbeamte sah, was in ihm vorging, und er wollte zum Fenster, Hilfe herbeirufen. Doch da überflog plötzlich ein Lächeln Bertschs Züge.

„Nicht bonnöten, Herr Berggrat. Wir werden schon allein fertig werden miteinander — wir beide hier.“ Sein Auge blickte zu dem Gegner hin. „Wir sind ja doch Landsleute. Das ist so alter Brauch im Rauhen Grund: Man schlägt sich den Schädel ein, aber schämt sich doch.“ Und er sah nun dem andern fest ins Gesicht. „Also Mann, es ist Ihr Ernst: Sie verweigern mir die Einfahrt?“

„Ja — keinen Schritt weiter laß ich Sie!“

„Und warum nicht?“

„Sie sind unser Feind.“

Dem Berggrat riß die Geduld.

„Aber wenn ich Ihnen nun den stritten Befehl gebe?“

„Mir hat hier keiner was zu befehlen, als nur mein Grubenvorstand. Und wenn's mich Kopf und Stragen kostet!“

Der Revierbeamte zuckte die Schultern. Unschlüssig sah er zu Bertsch hin. Dessen Auge ruhte auf dem finster Entschlossenen, und plötzlich sagte er:

„Der Mann hat recht, von seinem Standpunkt. Wär er mein Beamter, ich erwartete es nicht anders von ihm. Unter diesen Umständen bleib mir nichts weiter übrig, als erst die Erlaubnis des Grubenrepräsentanten einzuholen.“

„Das ist doch der Herr von Grund?“

„Ganz recht, und ich will sofort zu ihm.“

„Gut, also gehen Sie. Ich erwarte Sie hier. In einer Stunde können Sie ja wohl längstens wieder da sein.“

*

Lastend wuchtete der Himmel über dem Rauhen Grund. Mit finsterem Grau und drückend, daß die Brust nur schwer atmete.

An solchen Tagen drang nur ein spärlicher Lichtschein durch die tiefen Fensternischen des Wligen Hauses. Und in der einsamen Dämmerung drinnen in dem alten Gemäuer ging es um mit Geisterschritten. Aechzte seitjam droben im Sparrenwerk des Dachs, schlüch über die knarrenden Treppen und Dielen der Flure und seufzte dunkel im Windfang der alten Kamine. Et von Grund fühlte mit leisem Erschauern: Das galt ihr!

Nach ihr griff es aus dem trostlosen Dunkel mit Geisterhänden, ihr die Brust ganz einzujähnen in einer erstickenden Angst. Einer Angst, daß ihr, die keines Menschen Auge je anders als fest und aufrecht sah, in solchen Stunden zumute war, wie einer Ertrinkenden — daß sie umherirrte in dem düsteren Gemäuer von Raum zu Raum, bis sie irgendwo zusammensank in einem wurmtuchigen Stuhl mit wunderjam verschönderten Knäusen. Aber aus dem Moderduft des verblühenen Gobelinbezugs, gegen den sich ihre Stirn wie schuschuchend preßte, schlüch sich alsbald dieselbe Angst an sie heran.

Da rann ihr nun Jahr um Jahr hin in solcher Verlassenheit, an der Seite dieses starrköpfigen alten Sonderlings. Draußen rief das Leben zu kraftvoll freudigem Wettlauf alles, was jung und stark war. Aber sie stand hier, Fesseln an den Händen, die doch so gern zugegriffen hätten. Stand abseits, unnützlich und der Welt.

Und doch pulsten in ihr so starke Quellen des Lebens, der Weibsnatur, daß sie hätte geben mögen mit verschwenderischen Händen — sich geben, rückhaltlos, und doch im Geben empfangend mit schneidenden Fibern. So stürmisch ward dies ungestüme Begehren in solchen Stunden, daß es sie dann jedesmal auftrieb in verzehrender Unrast. In den Sattel, zu wildem Hinjagen durch die Talgründe, oder zum Umherichweifen in den Waldbergen. Und wenn dann droben der Wind als rauher Wegesfell ihr das Haar zausste, mit ihr rang auf kahler Höhe, daß sie Schritt für Schritt gegen ihn ankämpfen mußte, dann fühlte sie es mit heimlichem Jauchzen drinnen in der schnell atmenden, aber kraftvoll schwellenden Brust — noch war die Jugend ihr! Und nie war Ette von Grund schöner, als wenn sie von solch wildem Gange heimkehrte mit heißen Wangen und blihenden Augen. Aber niemand war da, dem dieser Anblick das Herz freudiger schlagen gemacht hätte.

Auch heute war wieder einmal solch ein Tag gewesen, wo es umbergeisterte in dem alten Gemäuer mit grauen Fledermausflügeln. — Henner von Grund war wie immer draußen in seinem Wald. Verlassen saß sie so in dem Wohnzimmer. Sie hatte die Wirtschaftsbücher vor sich liegen, aber ihre Augen irrten ab von den Posten und Zahlen in den trüben Dämmerchein um sie herum. Die Schwere dieses Raumes mit seinen wuchtigen Mauern und tief eingeknickten Fensternischen, dem massigen Deckengebälk und der schwarzbraunen Wandtäfelung drohte sie zu erdrücken.

(Fortsetzung folgt.)

— Aus Hessens vergangenen Tagen.

Vortrag, gehalten von Stadtv. Dr. Ebel in der Festigung der Stadtverordneten vom 29. September.

(Schluß.)

Daß Heinrich I. sein Ziel erreichen konnte, verdankte er nächst seiner Mutter, die ihm festen Boden unter den Füßen geschaffen hatte, allein seiner eigenen Tüchtigkeit. Mit eisernem Willen hat er an der Abrundung seines Gebietes und der Befestigung

seiner Macht und seines Ansehens gearbeitet, mit Geschick und Tapferkeit sich seiner äußeren Feinde, namentlich des Mainzers, erwehrt.

In der Verfolgung seiner Zwecke war die Erwerbung der Stadt und Herrschaft Gießen ein erster Schritt.

Heinrichs Gebiet bestand 1263/64 nach dem Erbfolgekrieg aus der „Hönischen Gebieth“, nämlich Besitzungen am Rhein, an der Sieg und im Engersgau, Beaubach, verschiedenen Mlöden an der Lahn, namentlich Marburg mit den sogen. 4 Hausdörfern. Ihm gehörten ferner das Gericht Kaldern, die abseits liegende Burg Grünberg, dann in der Lundaegend Nordost mit Alstdorf und Wiesel, die Gegend am Bickenkopf, Homberg und Malsfeld — mit Ausnahme der an Mainz aufgetragenen Frankenberg und Grünberg freie Mlöde. In Niederhessen erstreckten sich seine Eigengüter in zwei schmalen Streifen, die von dem jetzt durch die Talpferre vernichteten Berich bei Waldeck bis hinunter nach Kassel reichten, auf beiden Ufern der Edder und der Fulda. Endlich Kassel selbst, Wilbungen, Wolfshagen und Melungen.¹⁾ Dazu kamen als mainzische Lehen die Grafschaft Maden, der Mittelpunkt der hessischen Gerichtsbarkeit, sodann die Vogteien über die Stifter Wetter, Breitenau und Sasungen.²⁾

Dieses Gebiet bildete kein zusammenhängendes Ganze. Es war durch die Grafschaft Ziegenhain „in zwei unzusammenhängende Häften zerrissen und mehrfach mit Enklaven anderer Herren durchsetzt“. (D.) Namentlich das Erbstift Mainz besaß, wie ich vorhin schon ausführte, überall im Lande Städte und Ortschaften, Gülten, Zehnten und andere Rechte. Gebietserweiterungen und Wrundung lagen somit im höchsten Interesse beider Rivalen.

Zwischen den südlichen Teil Hessens und das Mainzer Territorium an Rhein, Main und Taunus schoben sich die Gebiete mehrerer Herren, darunter die ehemals Gleibergischen Besitzungen, in die sich die Nachkommen zweier Erbtöchter, die Herren von Merenberg und die Bialzgrafen von Tübingen, geteilt hatten. Den Tübingern war durch Rechtshild, die einzige Tochter der auf Gießen bewitweten Gräfin Salome von Gießen und des einen der beiden letzten Grafen von Gleiberg, die Herrschaft Gießen zugebracht worden. Sie umfaßte außer der Burg und der Stadt zu den Gießen: einige jetzt ausgegangene Dörfer in der näheren Umgebung (Leibers, Kropbach, Achstadt, Dideisshausen, Weigandshausen), sodann Großenlinden, Limes und Wiesel, den Dangelstein, das Gericht Steinbach und Teile des Wiesefer Waldes mit Schiffenberg. Zur Mitgift der Gräfin Rechtshild gehörte außerdem ihr Anteil an der Stammburg Gleiberg und an dem sog. gemeinen (d. i. „gemeinamen“) Land an der Lahn, der Gegend um die Dörfer Deuchelheim, Kinzenbach, Rodheim, Sellingshausen, Kropdarf usw. Dem Tübingischen Herrn war die von seinen heimatlichen Landen weitab liegende Herrschaft ein unbequemeres Gut, das er um so lieber veräußern mochte, als er immer geldbedürftig war; für die beiden rivalisierenden Parteien aber mußte sie unter diesen Umständen eine erstrebenswerte Erwerbung sein. Der einen bedeutete sie einen Stützpunkt auf dem Wege vom Rhein nach den zerstreuten Enklaven zwischen Lahn, Ohm und Schwalm, und an der Oder um Friesland, für Hessen konnte sie ein Bollwerk an seiner seither wenig oder garnicht geschützten Südgrenze gegen Nassau und Mainz werden, namentlich, wenn es dem Landgrafen gelang, auch die zahlreiche Burgmannschaft für sich zu gewinnen. Daß auch der Graf von Nassau damals schon sein Augenmerk auf die ihm so nahe gelegene Herrschaft gerichtet hat, dürfen wir bei seinen engen Beziehungen zu Mainz ohne weiteres annehmen.

Von den drei Bewerbern blieb Landgraf Heinrich Sieger, er war den beiden anderen zuvorgekommen oder hatte die besseren Bedingungen angeboten. In welcher Weise sich die Erwerbung vollzogen hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Nach Lage der Verhältnisse ist mir kaum anzunehmen. Der Zeitpunkt der Uebergabe ist ebenfalls unbekannt, er ist aber aus zwei beurkundeten Vorgängen ziemlich genau auf September des Jahres 1265 zu bestimmen. Am 15. August 1264 verleiht Bialzgraf Ulrich von Tübingen seinem Burgmann Hartrad von Merenberg ein Burglehen zu Gießen, und am 29. September 1265 erhält derselbe Hartrad das gleiche Burglehen von Landgraf Heinrich. Da die Stadt Gießen noch am folgenden Tage, am 30. September, mit ihrem alten tübingischen Stempel eine Urkunde besiegelt, so ist sicher, daß die Uebergabe der Herrschaft an Hessen kurz vor dem 29. September 1265 geschehen ist. Jedenfalls erscheint an diesem Tage zum ersten Mal der Landgraf von Hessen als Herr unserer Stadt und Grafschaft, und wir dürfen ihn als den bedeutungsvollsten unserer Geschichte so lange feiern, bis etwa ein glücklicher Zufall die verlorene Urkunde über den tübingisch-hessischen Vertrag ans Licht bringen sollte.

Außer in Gießen war Heinrich in den seither zwischen Tübingen und Merenberg gemeinsamen Besitzungen, von denen ich schon gesprochen habe, der Nachfolger Bialzgraf Ulrichs geworden. Zu dem anderen Mitbesitzer, dem genannten Hartrad, trat er sofort in ein freundschaftliches Verhältnis, indem er ihn durch kluges Entgegenkommen bewog, das Gießener Burglehen beizubehalten, in seine Gefolgschaft einzutreten und ihm die Burgen Gleiberg und Merenberg zu öffnen. Er gab ihm den Wettenberg („Sieben Hügel“) mit dem dazu gehörigen Wald zu erblichen Lehen und

verzichtete auf seine Rechte an dem Gleiberg, so daß Hartrad und seine Erben alleinig Herren der Burg wurden, die dem Landgrafen lediglich geöffnet blieb. Damit gewann er Harttrads Hilfe gegen jedermann mit Ausnahme der Grafen von Ziegenhain.

Mit gleichem Gelingen machte sich Heinrich zahlreiche andere Herren der Umgegend zu Freunden, so namentlich die Gauerben des Busfeder Tales, die Brüder Senand, Eckhard und Ruser von Busfeld. Seitdem sind, wie sie selbst, zahlreiche Angehörige der Gauerbenfamilien Lehnleute, insbesondere Gießener Burgmannen, des Landgrafen und seiner Nachfolger geworden und haben teilweise ihren Wohnsitz in Gießen gehabt. Auch Heinrich und Ludwig von Henburg gewann der Landgraf später gegen Mainz.

Dieses mächtigste, geistliche Fürstentum Deutschlands war auch nach dem Vertrag von Langsdorf der erbitterte Feind Hessens geblieben, der in jahrhundertelangen Kämpfen auf dessen Zertrümmerung hinarbeitete, ein Streben, das erst im Jahre 1427 durch die für Hessen siegreiche Schlacht bei Englis und die Erwerbung der die beiden hessischen Landeshälften trennenden Grafschaft Ziegenhain 1450 endgültig vereitelt wurde.

Es ist heute nicht die Gelegenheit, Ihnen das Ringen um das politische und militärische Uebergewicht zwischen Hessen und dem erzbischöflichen Stuhl in seinen verschiedenen Phasen, seinem Auf und Nieder, vorzuführen, auch nicht das Erwachen der Landgrafschaft zu dem Staate Philipps des Großmütigen, der einer der Mächtigsten Westdeutschlands war und unter seinem großen Fürsten entscheidend in den Gang der deutschen Geschichte eingegriffen hat, um dann wieder auseinanderfallend ein bescheidenes Dasein weiterzuführen. Ich darf Ihnen nur in großen Zügen den Anteil zeigen, den unsere Stadt an den wechselvollen Geschehnissen des Landes, das seit 1265 ihr Hoheitsland war, genommen hat. Es wird hierbei zutage treten, wie groß ihr Wert auf militärischem, politischem und geistigem Gebiet für Hessen gewesen ist. In die Augen springt zunächst ihre militärische Wichtigkeit, die den Hauptanlaß zu ihrer Erwerbung gegeben hatte. Wohlbesetzt, an zwei Furten der Lahn und an der Kreuzung wichtiger Handelsstraßen gelegen, hat sie mehr als einmal dem Ansturm feindlicher Heere standhalten müssen. In den fortdauernden Kämpfen mit Mainz, die erst im 15. Jahrhundert ihr Ende erreichten, schützte sie die Südgrenze Hessens. Einmal (1327) fiel sie auch vorübergehend in Feindeshand. In den Sternekriegen des 14. Jahrhunderts war sie den Landgrafen ein wertvoller Stützpunkt. Zu voller Bedeutung als Hauptwaffenplatz des Landes gelangte sie unter Philipp dem Großmütigen, der sie zur regelrechten Festung machte. Als solche spielt sie in den zahlreichen Fehden dieses Fürsten eine hervorragende Rolle, von hier aus betrieb auch Philipp einen Teil der Rüstungen zum Schmaldtischen Krieg. Während des Dreißigjährigen Krieges wurde die Stadt nicht einmal ernstlich belagert, vielleicht, weil sie für diese Zeit sehr stark war. Umso sicheren Schutz bot sie den Bewohnern der Umgegend, die sich vor den durchziehenden Heeren in ihre Mauern geflüchtet hatten. Im 18. Jahrhundert wurde ihre Fortifikation vernachlässigt, sie bot Belagerungen keinen nennenswerten Widerstand. Als die Werke in den Jahren 1805—1810 geschleift wurden, hatte die Stadt ihre militärische Bedeutung, die — anfänglich so hervorragend für das Land — im 18. Jahrhundert kaum mehr sehr erheblich gewesen ist, ein für allemal verloren. Sollte sie künftig im Kreise der hessischen Städte Geltung behalten, so mußte sie in anderer Weise Einfluß auf das Staatsleben gewinnen.

Hierzu waren Ansätze vorhanden. Es ist bekannt, daß Gießen der Sitz des Grafschaftsgerichtes war und daß dieses Gericht auswärtigen Gerichten als Oberhof diente. Nicht minder wichtig war der Anteil an der Gestaltung der innerpolitischen Verhältnisse. So frühe wie die hessischen Städte an den Verhandlungen der Stände beteiligt sehen, ist Gießen dabei vertreten. Es waren besonders die letzten Regierungsjahre Heinrichs II. und die Zeit Hermanns des Gehrten, in der die Mitwirkung der Städte bei der Steuerbewilligung zuerst deutlich hervortrat. In den Tagen der großen Kämpfe mit dem Ritterbund der Sterner ermöglichte die Bewilligung eines allgemeinen Ungeldes auf Landeserzeugnisse im Jahre 1376 dem Landgrafen die Weiterführung des Kampfes. Seitdem gehören die Städte als „gemeine Landschaft“ fortan dem Landtage an. Es waren die oberhessischen Städte, unter ihnen Gießen, die damals ihrem Fürsten treue Hilfe leisteten und von ihm als Gegengabe eine freisinnige Satzverfassung erhielten. Die Steuerbewilligung war das hauptsächlichste, ja fast das einzige Recht der Stände, aber durch dieses Mittel konnten sie ihren Einfluß auch in anderen Dingen ausüben. Nicht selten wurden sie als Schiedsrichter in Streitfragen zwischen Regierung und Regierten angerufen, konnten in Fragen der auswärtigen Politik misprechen, oder zu gewissen Zeiten als Aufsichtsbehörde herangezogen werden. In den Streitigkeiten, die sich zwischen der Witwe Wilhelms des Mittleren, der energischen Landgräfin Anna, und der Vormundschaft ihres minderjährigen Sohnes Philipp erhoben, war ihnen eine hervorragende Rolle zugeeignet. Wilhelm hatte für den Fall seines Todes eine Regentschaft eingesetzt, die alljährlich vor 12 schworenen Abgeordneten der Stände Rechenenschaft ablegen sollte. Der Schworenen-Ausschuß setzte sich zusammen aus 4 Prälaten, 4 Rittern und 4 Bürgermeistern, je zwei niederhessischen und oberhessischen. Unter den letzteren befand sich der Bürgermeister von Gießen. Damit, und ganz besonders nach der Teilung Philipps, fiel dem Bürgermeister von Gießen auf den Landtagen, sobald sie

1) Dieterich. 2) Hattmer.

in Oberhessen abgehalten wurden, eine besondere Aufgabe zu: Er führte den Vorsitz in der Kurie der Städte. Gießen war in diesem Falle die sog. ausschreibende Stadt. Sie lud auf Erfordern der Regierung zum Landtage ein, sammelte und prüfte nach dem Zutritt des Landtags die Vollmachten der Vertreter der übrigen Städte und befohr die Verlesung mit der anderen Kurie, den Prälaten und Ritter, und mit der Regierung. Als Ehrenrecht gebührte ihr dafür der Vorrang.

Mit der neuen Verfassung, nur ein Jahrzehnt nach der Schließung der Festungswälle, schwand auch die politische Sonderstellung, die die Stadt bis dahin innegehabt hatte. Eine neue Zeit kam heran, für das Land wie für die Stadt. Eine neue Zeit, aber für die Vaterlandsfreunde, die sich durch die deutsche Bundesakte um die erhofften Früchte der Befreiungskriege betrogen sahen, in politischer Beziehung so trostlos wie möglich! Der deutsche Gedanke, die Sehnsucht nach politischer Einheit aller deutschen Stämme, fand in unseren Mauern unter der Studentenschaft eine erste Stätte, und von hier aus, aus dem Schoße der Burschenschaft, ging die erste Werbung zur Mitarbeit an der Umgestaltung der politischen Verhältnisse Deutschlands an die anderen Hochschulen. Fast ausschließlich in akademischen Kreisen verfolgten wir das Weiterleben und Wachsen desselben Gedankens über die Jahre der Demagoguenverfolgungen bis in die deutsche Revolution, deren Wogen Schlag hier in Gießen wohl am härtesten in ganz Hessen gespürt wurde.

So war es die Universität, die die Geister in Bewegung setzte, die hohe Schule, die seit ihrer Begründung durch Landgraf Ludwig V. den Getreuen das gesamte geistige Leben des Landes beeinflusste und ihm Richtung gab. Sie ist es auch gewesen, die den Namen unserer Stadt über die Grenzen Hessens und Deutschlands getragen hat und noch trägt. Durch die Ausbildung der besten Lehrer, Pfarver und Beamten übt sie die tiefstgehende Wirkung auf unser gesamtes Staatsleben. Darüber hinaus ist sie eine Stätte und ein Hort geistiger Freiheit, wissenschaftlichen Schaffens. Heute blüht sie, gestützt und gefördert von dem verständnisvollen Zusammewirken des Staates und der Stadt, eine Bürgerstadt der dauernden Wohlfahrt des Landes.

Darf sich die Stadt Gießen glückselig schämen, daß ihr auf diese Weise ihre alte bevorzugte Stellung gewahrt bleibt, so kann sie doch zugleich stolz bekennen, daß es der Tüchtigkeit ihrer Bürger und ihres Gemeinwesens gelungen ist, sie auch aus eigener Kraft neben den anderen Städten des Landes zu behaupten. Heute, da wir eine so seltene Feier begehen, dürfen wir dem herzlichsten Wünsche Ausdruck geben: möge es für alle Zeiten so bleiben, möge unserem Lande und unserer Stadt eine ruhige Weiterentwicklung beschieden sein unter der weisen Regierung der Nachfahren unseres ersten Landgrafen Heinrichs I., des Kindes von Hessen, aus dem Hause Brabant.

Vermischtes.

* Weiteres von der Westfront. Ein helmschlechter Leutnant berichtet mit folgender Anekdote: Auf einem Spaziergange unten an einer hohen Waldböschung hatte von Daeßler unverhofft Gelegenheit, dem Zwiegespräch einiger Landwehrleute zu lauschen, die oben, ohne ihn zu gewahren, im Dickicht lagen. Da sagt der eine: „Ja, aber „Gottlieb“ hat kein Kommando, er looht bloß so mitten mang!“ — „Watt,“ erwidert voller Entrüstung der andere, „Gottlieb kein Kommando? Der hat in ganzen Generalstab mit samt dem Kronprinzen an der Strippe!“ Der Feldmarschall soll später den beiden ein Stückchen Seil und eine Handvoll Haaren geschickt haben. An dem Stückchen Seil befand sich ein Zettel: „Zum Andenken ein Ende Strippe, woran mich der Graf Daeßler hat. Wilhelm, Kronprinz.“ — Manchmal nach schweren Tagen genießt man wohl ein Pflaunderschinken, und da geben sie ihre Ergebnisse zum besten. Hin und wieder mag etwas darunter sein, was ein Patrologe der Nachwelt als apokryph bezeichnen wird, und Münchhausen ist ja nicht tot zu kriegen, aber das meiste stimmt. So wird mir da ein köstliches Vorwissen erzählt. Tatort: nördlich Uras. Zeit: gegen Mitternacht. Eine Patrouille hat einen Senegalese eingekapert. Da man ihn im Augenblick nicht weitertransportieren konnte, stoppte man ihn in ein Heiligenhäuschen, dessen Steinfliesen man mit einer Strohschütte bedeckte, denn so'n „Kaffer“ liegt auch lieber weich als hart. Der Kunde war früher zudem Kirneskeller in Belgien und Holland gewesen und radebrechte insofgedessen allerhand Sprachen. Das trug ihm ein großes Stück K Brot ein, und nachdem er dieses verschlungen, grub er sich in das Stroh ein zu einem tiefen Schlaf. Eine Stunde später wurde aber auch ein Unjünger Lordsohn gefangen eingebracht. Sicher hätte man Se. Lordschaft kommentaräßig behandelt, wenn er nicht gar so ruppig aufgetreten wäre. So aber pferete man ihn zu seinem schwarzen Bundesbruder in das Häuschen. Trotz seiner Entrüstung schlief er doch bald ein kraft seines guten Gewissens und der ausgestandenen Strapazen. Daß der Mißthäter ein Neger war, wußte er nicht. Als er nun in der Nacht erwachte und der helle Mondschein auf das zähnefletschende Gesicht des Senegalmannes fiel, schrie der tapirere Engländer aus Leibeskräften um Hilfe. Aber trotz der Bundesbrüderlichkeit nützte der Schwarze die Situation meisterhaft aus, schnappte ein paar mal nach Se. Lordschaft und drohte ihm

in drei Sprachen: „Waneere you niet have touts de suite silenos, moi you schlyk binnen!“ (Wenn du nicht auf der Stelle still bist schluck ist dich sofort herunter!) Unsere Feldgrauen hatten große Mühe, die beiden wenigstens bis zum Tagesanbruch vor einander zu sichern. Der Neger benutzte nämlich die billige Gelegenheit, seinem gekrehten Herzen über diesen „noeux (Zünger)“ Luft zu machen: „Die Enkländer,“ so beteuerte er, „Eri ponnent tout le monde,“ (beagamen die ganze Welt), „ils faut les enterrer vivement!“ (sie müssen lebendig begraben werden).

* Preußische Disziplin. Unser Kaiser erinnert, wenn einmal die Unterhaltung auf die militärische Disziplin zu kommen pflegt, gern an ein Geschiehtchen aus dem Leben seines großen Vorfahren, des alten Krigen. Nach dem Siebenjährigen Kriege wollte manchen Soldaten die strenge militärische Zucht nicht mehr recht behagen. Sie meinten, in der Friedenszeit könne man sich gehen lassen. Auch in den Reihen der Potsdamer Garde machte sich diese Gährung bemerkbar, und einige besonders unruhige Geister machten sich auf den Weg nach Sanssouci, um dem obersten Kriegsherrn selbst ihre Wünsche vorzutragen, ungeachtet der strengen Weisung, der sie sich durch solche Handlungswiese aussetzen. Der König hörte, daß sie gekommen seien, ging ihnen auf der Terrasse entgegen, und kommandierte, bevor noch der Führer ein Wort sprechen konnte: „Galt! — Richt' Euch! — Um's um kehrt! — Marsch!“ Pünktlich befolgte die Motte die Kommandos und marschierte ab. Die Macht der gewohnten Disziplin war stärker als die Neigung der ungewohnten Disziplinlosigkeit.

Büchertisch.

— Ueber die Leistungen der Eisenbahn im Verlaufe des Weltkrieges belehrt uns ein reich illustrierter, aus sachverständiger Feder stammender Beitrag „Unsere Eisenbahnen im Kriege“ in der neuesten Kriegszahl (Nr. 3770) der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ (Verlag v. J. Neber). Auch sonst bietet die Nummer sowohl textlich wie bildlich eine Menge des Interessanten.

— Ueber Land und Meer. In ihrem 58. Jahrgang ist diese illustrierte Zeitschrift (Herausgeber Dr. Rudolf Kresber, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) soeben mit der ersten Nummer eingetreten, die auf der ersten Seite ein schönes Originalaquarell von Professor Anton Hoffmann trägt, darstellend die Beschickung eines feindlichen Fliegers im Osten. Mit diesem Bilde deutet das Blatt schon von vornherein an, daß es auch weiterhin beizutheilen will, Ueber Land und Meer ganz dem großen Inhalt der Zeit und dem Ideenkreis jedes Deutschen anzupassen. Das soll nicht nur durch zusammenhängende packende Schilderungen der Schlattereignisse aus der Feder des mit den militärischen Verhältnissen ebenso vertrauten wie als Schriftsteller wohlbekannten Major Josef von Rauff geschehen, sondern auch durch mannigfaltige, zum Teil illustrierte Beiträge, die alle mit dem Krieg zusammenhängenden und unser Volk bewegenden Fragen behandeln. Die Zeitung will mehr noch als seither die Gebiete der Kriegstechnik, Strategie und Taktik im Thementkreis berücksichtigen und dem Wirtschaftsleben erhöhte Aufmerksamkeit schenken. Daneben sollen fesselnde Kriegsschilderungen bekannter Autoren sowie eine Fülle großer und kleiner, schwarzer und farbiger Bilder von Kriegszeltnern, sorgfältig gesichtet aus der Unmenge von Darstellungen, erscheinen. Die erste Nummer setzt uns bereits, mit welch glücklicher Hand in dieser Beziehung geschafft worden ist. Ganz besondere Freude wird den Lesern die Veröffentlichung eines neuen Romanes von Olga Wohlbrück: „Vor der Tat“ bereiten. Die Verfasserin schildert die Gewitterschwüle der letzten Jahre vor dem Ausbruch des großen Krieges. Wir erleben mit dem Aufstieg eines kleinen Schneidermeisters zum ersten tonangebenden Kleiderkünstler der Reichshauptstadt noch einmal jene Zeit und begrüßen aufatmend ihre Gesundung am neuerwachten Vaterlandsgedanken.

Rätsel.

Wenn an schönen Sommerlagen
Dich die Pflicht geangen hält,
Wünschst du wohl, ich könnt' dich tragen,
In die weite, weite Welt.

Doch wenn meine beiden Enden
Du mir abgeschnitten hast,
Wirst du wohl dich von mir wenden,
Denn nun bin ich dir verhaft.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Geographischen Verschieberrätsels in voriger Nr.:

- Sachsen
- Berlin
- Leitmeritz
- Troppau
- Wels
- Posen
- Mannheim
- Stimpfen.